

SONNENTAUCHER

von Thomas Kohlschmidt

Während Cullam die Hänge zur Stadt herabstürzte, dachte er nur an seine Frau. Doch seine Beine waren wie Blei. Der holperige Weg nahm kein Ende.

Mit rasselndem Atem umrundete er die Felsen und Büsche, die ihm entgegenzutreten schienen.

Und bei jedem Stechen in der Brust, bei jedem schmerzhaften Ziehen seines Herzens hatte er die Bilder einer Eroberung vor Augen: der Eroberung von Azurien, seiner Heimat.

Er hatte, wie so oft in klaren Winternächten, oben auf den Hügeln gestanden, die die Stadt umsäumten, und in den Himmel geschaut. Wie so oft hatte er von dort aus sein Fernrohr zu den Sternen gedreht und die Konstellationen, die sich seinen Augen boten, im Schein einer kleinen Öllampe auf Pergament gemalt. Und wie schon tausendmal zuvor hatte er im Angesicht der Weite des Firmaments das Genörgel und Gequängel seiner Frau vergessen, die seine nächtliche Ausflüge für eine kindische Marotte hielt.

Manchesmal hatte er dieses Weib schon verwünscht.

Jetzt aber hatte er Angst um sie.

Der Himmel über Azurien glühte blutrot. Bis hinauf auf die Hügel hatte er das Klirren von Schwertern und das Schreien von Menschen gehört, und jetzt, als Cullam die letzten Gestrüppe passiert hatte, konnte er die Häuser und Türme in Flammen gehüllt gegen die Nachtschwärze leuchten sehen.

Er stolperte und konnte sich gerade noch abfangen. Schweratmend lehnte er an einem Felsen und kniff die Augen zusammen.

Das mußte das Werk des Ewigen Königs sein. Es mußten seine Männer sein, die da unten in den Straßen und Häusern wüteten.

„Mariamare“, flüsterte er.

Mit letzter Kraft stemmte er sich auf die Füße und begann wieder zu laufen. Und während er dem Geschehen zustrebte mischten sich zwei Gedanken wie zu einem verzweifelten Duett: Wie ging es seiner Frau, und woher sollte er eine Waffe bekommen?

Cullam hatte zuletzt ein Schwert in der Hand gehabt, da war er ein Jüngling gewesen und hatte noch geglaubt, so wie all die kräftigen Burschen seines Alters sein zu können. Später dann war es klar geworden, daß er nie so werden würde, so wild und tapfer, so geschickt und entschlossen. Und so hatte er, sehr zum Kummer seines Vaters, seinen eigenen, verlachten und ringsum bspöttelten Weg eingeschlagen, den eines Denkers und Träumers.

Wie aber sollte ein Philosoph kunstvoll das Schwert führen können?

Als der Mann mit verschwitzten Kleidern in die lodernden Gassen einlief, hätte er alles darum gegeben, ein anderer zu sein, einer dieser muskelbepackten Hünen, die mit nur

einem kurzen Schlag einen Ochsen enthaupten konnten. Er selbst besaß nicht einmal ein wirkungsvolles Messer.

Mit leeren Händen hetzte er der Flammenwand entgegen. Die Luft war voller Schreie und grausamem Gelächter.

Und dann sah Callum die ersten Toten. Ihre Leiber waren übersät mit Wunden, der Boden unter ihnen schwamm in Blut. Dort lagen aufs widerlichste verrenkt, Männer Frauen und Kinder, und der Philosoph sah, daß den jungen Frauen die Röcke hochgeschlagen worden waren. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Finger in den roten Schlamm gekrallt, ihre Brüste zerschnitten.

„Oh. Mariamare...“, flüsterte der Mann und fuhr sich mit zitternden Händen durch den Bart. Tränen schossen ihm in die Augen, und für eine Sekunde schien es ihm, er würde umsinken müssen. Aber dann packte ihn die Angst, die sich zu Zorn erhitzte.

Der Gelehrte warf wilde Blicke um sich. Es war niemand von den Mördern zu sehen. Aber in einer nahen Seitenstraße schlug Metall gegen Metall und Pferde wieherten.

Cullam hastete in einen andere Gasse hinein, die ihn zu seinem Haus im Osten Azuriens führen sollte.

Auch hier stieß er auf Leichen. Türen und Fenster waren ringsherum eingeschlagen, und unzählige Feuer loderten auf allen Stockwerken.

Er taumelte und wäre fast hingeschlagen. Seine Füße hatten sich in Stoffen verfangen.

Jetzt erkannte er, daß es Kleidchen waren. Kleidchen für kleine Mädchen, herausgezerrt aus einer Truhe, die die Plünderer achtlos am Rande der Mauern hatten liegenlassen.

Daneben lagen Scherben von zerschlagenen Vasen, zertretene Früchte und blinde Spiegel.

Und Cullam sah zerissenes Pergament über die rote Erde wehen. Der Wind war heiß und roch nach Feuer und Fleisch.

Endlich erreichte er sein Haus.

Erleichtert erkannte er, daß es nicht loderte, daß seine Scheiben ganz waren. Mit wenigen sichernden Blicken verschaffte sich der Philosoph einen Überblick. Diese Straße schien noch unberührt zu sein, sollte es so ein Wunder wirklich geben?

„Oh, ihr Götter, ich bitte Euch...“, dachte der hagere Mann und schlich zur Haustüre um daran vorsichtig zu drücken. Leise trat er ein, alles war dunkel.

Er tastete nach der Wand und ergriff eine Öllampe. Mit ihr schlich er zurück auf die Straße, um ein Feuer aufzusuchen, das den Docht entflammen konnte. Vorsichtig deckte er das Licht mit seiner Robe ab, damit ihn auf dem Rückweg zum Haus kein Schein verraten würde. Nach wie vor war keiner der Schlächter des Ewigen Königs zu sehen.

Als Callum sein Heim betrat sah er, daß es in Trümmern lag. Alle Möbel waren zerschlagen, seine Karten und Pergamente zerissen, Töpfe und Krüge zerstoßen und alles andere gestohlen. Also doch!!!

„Nein. Oh, nein...“, entwand es sich seiner Kehle, und sein Herz begann zu jagen.

Er packte die Lampe - wieso hatte sie das alles überstanden? - und stürmte die Treppe hoch in den ersten Stock. Auch hier sahen seine grauen Augen nur Verwüstung. Die Stoffe seiner Frau waren zerissen, alle Schränke aufgebrochen...und...und...

Er trat zitternd vor. In den Resten eines eingedroschenen Wandspiegels sah er eine Gestalt. Es war die Reflektion von jemand, der da drüben, auf der anderen Seite des Pfostens stand, der Callum die Sicht in den rechten Teil des Schlafzimmers versperrte. Einer der Plünderer?

Der Philosoph war wie erstarrt. Lauerte der Kerl auf ihn, hatte er ihn überrascht?

Der bärtige Denker sah sich verzweifelt um. Was konnte er nur als Waffe benutzen? Er hatte bestimmt nicht mehr viel Zeit. Gleich würde der Kerl sich auf ihn stürzen.

Sekunden verstrichen in Unschlüssigkeit zugebracht. Aus den Augenwinkeln heraus ließ er den Schatten im Spiegel keinen Moment unbeobachtet. Der Schemen rührte sich nicht.

Dann nahm Callum all seinen Mut zusammen, atmete tief durch und ballte seine rechte Hand zur Faust. Er wurde dem Schwein das heiße Öl der Lampe ins Gesicht schütten!

Mit einem Satz sprang der Gelehrte nach vorne. Dabei stieß er einen mark-erschütternden Schrei aus, wollte gerade die Lampe im Schwung erheben, da prallte er zurück.

Seine Augen weit aufgerissen, das Herz wie gespalten, so gefror er in der Bewegung.

Vor ihm stand seine Frau. Nackt und leblos hatten sie sie zurückgelassen. Callum sah, daß Mariamares Körper mit derben Seilen zwischen dem Pfosten und einem Regal aufgespannt worden war. Ihre Arme und Beine waren nach vier Richtungen hin obszön gespreizt worden. Ihre Haare hingen in wirrem Blond über ihre blutigen Brüste.

Die Schenkel wiesen Striemen auf. Brandmale bedeckten ihren Bauch. Messerstiche, es mußten Dutzende sein. Auf dem Boden unter ihr klebte es von Blut und Sperma.

Callums Knie gaben nach. Er sank lautlos zusammen, die heiße Öllampe umklammert. Jetzt konnte er von unten herauf Mariamares Gesicht sehen. Es war verzerrt. War diese Fratze des Wahnsinns das jahrzehntelang vertraute Gesicht? War ihre Liebe noch irgendwo darin?

Die Hitze der Lampe brannte auf dem Fleisch seiner Hände, aber er hielt sie unvermindert fest umschlossen.

Irgendwo draußen schrie ein Kind.

Und Mariamares Augen glotzten den dünnen Mann an, ohne jede Regung, ohne jeden Funken Seele, bis das Öl der Lampe verbrannt war, das Feuer erlosch und mit dem Schwinden dieses letzten Scheins die Spannung aus Callums Körper wich.

Er kippte vorne über in die Finsternis.

So lag er da, im angetrockneten Blut seiner Frau, und atmete wie ein sterbendes Tier.

Asopeides setzte den Krug ab und ließ das frische Wasser seine Kehle hinunter rinnen. Das war ein wahrhaftig herrliches Gefühl nach all den Tagen auf sonnendurchglühten,

staubigen Straßen. Es war eine gute Idee gewesen, hier Rast zu machen, die Vorräte aufzufüllen und sich und den anderen eine Mahlzeit zu gönnen.

Der Hüne sah zufrieden drein, erst in die Runde seiner vier Begleiter, dann auf den Tisch zwischen ihnen, der die schmackhaftesten Kostbarkeiten trug, die man für Funkensteine bekommen konnte. Apollis war noch weit.

„Ahhh, der Braten duftet gar zu köstlich. Und erst das Brot, nicht wahr?“ sagte Asopeides und sah die drei Männer und die Frau der Reihe nach freundlich an, die mit ihm auf der Reise waren. Aber weder der dickliche Pheistos, noch der kleinwüchsige Ages oder gar der kränkelnde Hermides zeigten irgendeine Regung. Mit ausdruckslosen Gesichtern stopften sie das Mahl in sich hinein. Und auch die einst wunderschöne, nun aber verblüht-hässliche Yantide kaute die Bissen und trank die Schlucke, so als sei alles um sie herum nicht wirklich, als gäbe es weder Geschmack noch Geruch noch Leben.

Asopeides seufzte.

„Euch verläßt schon wieder der Glauben!“ stellte er fest und kratzte sich über den mächtigen Bauch. Sein wallendes Haupthaar war hinten zu einem schwarzen Zopf gebunden, seine Augen leuchteten wie heiße Kohlen.

„Ich habe es euch doch gesagt: In Apollis tauchen wir in die Sonne selbst! Dort wird das Feuer der Zeiten uns reinigen und dann erhöhen!“

Pheistos rülpste, und Yantide verzog leicht verächtlich den Mund.

„Ist ja schon gut“, knurrte sie aus ihrem faltigen Mund, und sie kniff ihre Augen zusammen, die wie die einer Schildkröte in Faltenringen ruhten. Ihre knöchigen Hände hatten lange, lackierte Fingernägel, die ungepflegt wirkten und billig.

Hermides Mundwinkel zuckten nervös.

„Was ist, wenn die Sonnenkräfte versagen?“

„Sie versagen nicht!“ war sich Asopeides sicher und nahm noch einen Schluck aus dem Krug.

Ages stopfte sich eine Jarma-Frucht in den Mund.

„Und wenn der Ewige König vor uns dort ist? Er wird wieder einmal alle Schätze bekommen und wir gehen leer aus! Dann hat er noch einen Palast mehr!“

Der Hüne mit den schwarzen Haaren lachte auf: „Ach, Ages, du denkst immer nur an Gold und Funkensteine! Der Schatz, den wir suchen, den kann der ewige König nicht für sich behalten. Er wird ihn gar nicht wahrnehmen!“

Ages schien nicht sehr überzeugt zu sein.

Lustlos nagten die Vier weiter an Brotrinden, Bratenkrusten und Früchten.

Asopeides ließ es sich unbeirrt weiter schmecken.

„Wenn wir erst dort sind, werdet ihr sehen, daß ich recht hatte! Ich habe die Karten mein ganzes Leben über studiert. Glaubt mir, ich kenne als einziger Mensch auf Erden ihre wirkliche Bedeutung!“

„Vielleicht bist du aber auch nur ein größenwahnsinniger Angeber“, schnaubte Yantide, und ihr zugeschminktes Gesicht war blasser denn je.

„Wenn ihr so zweifelt, warum folgt ihr mir dann seit drei Wochen?“ wollte der Hüne wissen und sah der Reihe nach in die Gesichter der Begleiter.

„Du, Pheistos? Warum kommst du mit mir?“

Der Dicke knetete sein Doppelkinn mit den fettigen Fingern und dachte nach.

„Tja, weißt du, all der Wein und die Weiber, das langweilt mich seit Jahren. Ich habe jedes Lied zimal gehört, jeden Vers, jedes Schauspiel. Und erst die Reden der Gelehrten! Ich kenne sie auswendig! Und meine Weiber, die haben alle einen Liebhaber. Und...“ ,

Pheistos seufzte, „Und ich bin zu müde, um sie zu verjagen.“

Yantide kicherte.

„Du bist zu fett, um überhaupt einer einzigen Frau zu gefallen! Du bist kein Mann, du bist ein fauler Ochse!“

Ehe Pheistos aufbrausen konnte, wandte sich Asopeides an das gallige Frauenzimmer.

„Und du, Yantide? Was willst du in Appolis?“

„Was wohl?“ spie die gealterte Frau aus, „Ich will, daß mich diese Sonnenkraft, oder was das sein soll, mich wieder zu der macht, die ich einst war! Ich habe noch viele Nächte vor mir, noch viel Leidenschaft.“

Hermides sah sie ungläubig von der Seite her an und Yantide sah dies.

„Was glotzt du so, Feigling? Glaubst du, nur weil meine Brüste welken und mein Gesicht verfällt, habe ich keine Liebe mehr in mir? Keine Sehnsucht?“

Jetzt schien ihr Stimme leicht zu schwanken, und sie fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Ihr Männer seht doch nur auf das Fleisch einer Frau. Und ihr verachtet mich, weil ich eitel bin?“ Sie sah traurig in ihr Essen hinab, „Meine Seele war einmal ohne Hass auf alles...“

Asopeides nickte ihr zu.

„In Apollis wird dir geholfen werden Aber anders, als du es dir jetzt denkst!“

„Hör auf mit deinen Sprüchen! „ schnappte die Frau, „Wir werden sehen.“

Der kräftige Anführer blickte nun Hermides an. Der kränkliche Mann hatte das Gesicht eines Kaninchens und er war genauso nervös. Immer wieder hustete er oder kratzte sich an seinem Ausschlag, der die Oberarme mit roten Flecken bedeckte.

„Ich will nicht darüber sprechen, Asopeides! Warum ich mitkomme, ist meine Sache! Bitte...“

„Du must dich nicht schämen!“ sagte Asopeides sanft und lächelte, „Und du must mir nichts sagen. Ich verstehe dich auch so ganz gut, wette ich!“

„Das glaub ich kaum. Mich kann man nicht verstehen.“

„Also“, stöhnte Ages auf, „Ist jetzt endlich Schluß mit dem Gewäsch? Ich will in Ruhe essen und mich dann auf´s Ohr hauen!“

„Ist in Ordnung“, wiegelte Asopeides ab, „Daß es dir nur um Schätze geht, haben wir ja schon gehört!“

„Und wenn schon“, stieß der kleinwüchsige Mann aus, und seine Augen waren kalt. Er verteilte Blicke wie Messerstiche, „In dieser Welt zählt nur das, was dir alles kauft.

Schenken tut dir keiner was.“

„Aber du glaubst, daß die Sonnenkraft dir etwas schenkt? Gold? Geschmeide?“

„Warum nicht? Wo Tempel sind, da ist auch Reichtum!“

Asopeides machte nun ein ernsteres Gesicht.

„Reichtum magst du finden, aber anders als du jetzt denkst!“

Agés grunzte und sah den Hünen nicht länger an. Dieser faltete die Hände hinter dem Kopf und lehnte sich wohligh zurück. Er schloss die Augen und sog den würzigen Duft des Schankraumes in sich auf. Dieses Azurien war ein nettes Fleckchen Erde und die Menschen hier waren freundlich und Fremden gegenüber neugierig. Eigentlich war das ein Wunder, nach all dem, was dieser Stadt schon alles an Schlimmem widerfahren war. Der letzte Überfall des Ewigen Königs war auch einmal gerade ein Jahr her, und man sagte sich, daß damals über die Hälfte der Azurier erschlagen wurde.

Asopeides kratzte sich am Kinn.

Das freundliche Wesen der Stadt war aber unzerstörbar geblieben. Die Bewohner konnten offensichtlich die Härte des Lebens ertragen. Sie nahmen ihr Schicksal an und versuchten nicht zu verzagen.

„Und ich sage euch: Alle Weisheit ist vergebens!“ hörte Asopeides plötzlich eine scharfe Stimme aus dem allgemeinen Gemurmel des Raumes hervorstechen.

„Was nützen euch alle eure Schriften, alle edlen Gedanken? Was sind schon Erkenntnis und Ethik wert, in einer Welt, deren Physis alles beherrscht? Wer ist stärker: Der Gedanke eines Menschen oder das Schwert?“

Asopeides konnte die Antwort nicht hören. Es dauerte einige Zeit, dann erhob sich die erregte Stimme erneut:

„Ach Unsinn. Ihr naiven Narren. Herren der Seele und des Geistes! Hier macht die Gewalt alle Regeln! Während ihr die Worte `Moral´ und `Liebe´ noch nicht einmal ausgesprochen habt, hat euch der Ewige König den Kopf abgeschlagen und schändet dann eure Frauen und Kinder. Und wenn es ihm beliebt, dann macht er es andersherum und läßt euch zusehen, wie er´s treibt! Das ist die letzte Wahrheit: Liebe ist die klebrige Sehnsucht der geprägten Kreatur!“ Und die Götter amüsieren sich über eure Hoffnung!!!“

Asopeides setzte sich auf - seine vier Mitreisenden dösten wieder stumpf an der Tischkante - und blickte sich nach dem erregten Redner um. Sein Blick wanderte durch den Raum der Wirtschaft, dessen tiefhängende Decke unzähligen Öllampen an Ketten Halt bot, und strich über die Köpfe der vielen Anwesenden hinweg. Männer, Frauen und Kinder allen Alters saßen dichtgedrängt an den Tischen, aßen, tranken, rauchten oder spielten mit Würfeln oder Setzsteinen. Dunst lag in der Luft, geschwängert mit Küchendüften und Körperausdünstungen. Irgendjemand spielte Saiten. Mächtige Steinpfeiler teilten den Raum in acht Bereiche auf. Jenseits des letzten Blockes erspähte Asopeides einen hageren Mann, bärtig und mit wirrem Haar, der wild gestikuliert und zu einer Schar von Menschen sprach, die sich um seinen Tisch versammelt hatte. Der Mann mochte so um die dreissig Jahre alt sein, er zeigte erste Spuren des Alters.

„Hoffnung ist Lüge! Stellt euch der Wahrheit! Werft eure Schriften ins Feuer und erkennt so wie ich, daß nur eines zählt: dies hier!“

Mit diesen Worten erhob der Mann ein mächtiges Schwert, das eine wild-gezackte Klinge besaß und ganz schartig war vom Gebrauch.

„Auch ich war einst Philosoph. Viele von euch mögen noch meine Schriften kennen. Damals verlor ich meine Zeit mit Sternen und Lyrik! Pah! Nur weil ich ein so...so von allen Göttern verlassener Narr war, mußte meine Frau sterben! Anstatt an ihrer Seite zu kämpfen, träumte ich von höheren Räumen. Ich war kein Mann, ich war ein widerwärtiger Poet und 'Gelehrter'! Also geht mir vom Leib, mit eurer Denkerei, mit eurer Fühlerei! Mit all dem Gewinnsel!“

Der Erregte ließ die Klinge des Schwertes sinken und verteilte feurige Blicke in alle Richtungen. Unvermutet kreuzten sie diejenigen von Asopeides. Die Augen des Redners wollten schon weiterkreisen, verfangen sich aber und sahen den Hünen nun direkt über die Länge des Raumes hin an.

„He, du da!“ rief der Mann mit dem Schwert, „Was starrst du mich so an? Denkst du auch, ich rede wirr?“

Asopeides erhob sich zu voller Größe und lächelte. Man schien ringsum den Atemn anzuhalten.

„Keineswegs“, erwiderte er milde, „Deine Gedanken sind mir wohl bekannt!“

„Wie das? Seit ich keine Schriften mehr verfasse und von den Hallen der Gelehrten fernbleibe, erreiche ich doch nur noch wenige Ohren!“

„Deine Gedanken sind seit vielen Jahren auch in mir! Ich verstehe, was du meinst!“

„Also bist auch du ein Krieger geworden!“

„Ja, das bin ich. Heute allerdings habe ich das Schwert abgelegt!“

„Ein Krieger ohne Schwert? Dann bist du eine leichte Beute für den Ewigen König!“

Der Redner kicherte verächtlich und wollte sich schon abwenden, da sah er auf, denn Asopeides verließ seinen eigenen Tisch und strebte auf den des Schwert-Kämpfers zu. Als der Hüne vor dem einstigen Philosophen stand erkannte er erst, wie schwächling dieser war. Sein dürrer Leib war zerschunden und übersät mit Wunden, die er unter den Stoffen seiner Tunika zu verbergen versuchte. Über den schmutzigen Geweben trug er einen verbeulten Brustpanzer, und dazu Waden- und Ellenbogen-Schutze. An seinem viel zu breiten Gürtel hingen Messer in allen Größen. Auf dem Rücken pflegte der Mann offenbar ein mächtiges Rundschild zu tragen, das er nun neben den Tisch der Wirtschaft gestellt hatte, aber nur ungern aus den Augen ließ. Sein Blick war zwar feurig, aber flackernd dazu.

Der Hüne überragte den Redner um über drei Köpfe.

„Wie heißt du?“ fragte Asopeides.

„Mein Name ist vor einem Jahr verbrannt!“ sagte der Gerüstete, „Man nennt mich seitdem 'Niemand`“.

„Er heißt Cullam. 'Cullam, der Friedfertige'“, raunte eine Frau.

„Schweig Weib!“ brüllte sie da der hagere Krieger an.

Für eine Sekunde glaubte Asopeides, es würde ein Unglück geschehen, aber dann senkte sich das Schwert des erregten Redners wieder.

„Also, Niemand, womit verbringst du deine Tage? Bekämpfst du den Ewigen König?“

„Das tue ich! Mit jedem Herzschlag! Mit jedem Atemzug! Mit jeder Regung meines unwerten Leibes.“

Erst jetzt wurde es Asopeides klar, daß die meisten Wunden an den Armen von 'Niemand' wohl welche waren, die er sich selbst zugefügt hatte, denn gerade zog er die Klinge seines Schwertes quer über den linken Handrücken.

„Er ist verrückt...“, flüsterte jemand.

„Der bringt sich noch um“, ein anderer.

„Nur so werde ich endlich stark!“ presste Niemand hervor, „Man muß den Schmerz besiegen, den Schmerz des Körpers dem Willen unterwerfen!“

„Und was ist mit dem Schmerz der Seele?“

Niemands Augen leuchteten auf, und sein Gesicht wurde sonderbar tückisch.

„Den Schmerz der Seele muß man ehren! Er ist die Kraft des Kämpfers! Er ist die Wurzel des Hasses. Hass reinigt die Welt!“

Asopeides lächelte wieder.

„Ich bin herübergekommen, um dich zu fragen, ob du dich nicht zu uns da rübersetzen willst!“

Niemand sah hastig quer durch den Raum, an den Steinpfeilern vorbei und zu den vier Gestalten hin, die gelangweilt beieinandersaßen.

„Warum sollte ich das wohl tun?“

„Nun, vielleicht interessiert es dich, daß wir auf einer Reise sind, die uns zu dem Ursprung besonderer Kräfte bringen soll!“

Der ehemalige Philosoph runzelte die Stirn. Er sah nochmals zu den vier Gefährten und kratzte sich dann am Kopf.

„Was sind das für Kräfte?“

„Komm mit, ich werde dir davon erzählen. Es gibt etwas, das dich stärker machen kann, als alles, was du bisher kennst.“

„Was soll das sein?“

„Die Kraft der Sonnenmagie!“

„Davon habe ich noch nie gehört, und ich kenne so ziemlich alle Lehren...“

„Es ist keine Lehre“, erwiderte Asopeides und sah Niemand solange auffordernd an, bis dieser erst zögerlich, aber dann doch beherzter seinen Schild aufnahm, ihn unter offensichtlichen Schmerzen schulterte, um ihm dann durch die gaffende Menschenmenge hindurch zu folgen.

Was mochte das nur sein, diese geheimnisvolle 'Sonnenkraft'?

Er, der sich nun 'Niemand' nannte, hob den Kopf und blinzelte zum blauen Himmel hoch. Es war fast Mittag, und die Schatten waren klein geworden. Der Schild wog schwer auf seinen Schultern, das Schwert scheuerte an seinem linken Schenkel und auch die Füße taten weh. Was für wunderbarer, reinigender, erlösender Schmerz das war.

Der Durst tat sein übriges.

Niemands ganzer Körper glühte und schien sich in Glasscherben zu winden.

Vor sich sah er die fünf Reisenden gehen, denen er seit gestern abend folgte. Er bildete die Nachhut, weil er keinem Menschen mehr den Rücken zudrehte. Es war schon sonderbar und völlig untypisch für ihn, daß er diesem Asopeides überhaupt zugehört hatte. Und noch merkwürdiger erschien es ihm selbst, daß er dem hochgewachsenen Mann nun folgte.

Niemand biß sich auf die spröden Lippen.

Irgendetwas war im Blick des Mannes, was ihn gepackt hatte. Irgendetwas Wissendes. Es schien Niemand wenn er darüber nachdachte so, als ob dieser Fremde seine eigene Mission kennen würde, seine Qual nicht nur erkennen, sondern teilen konnte. Und er hatte von Kraft gesprochen.

Niemand sah an seinem dünnen Leib herab, der nun über und über mit Waffen und Rüstungsteilen behängt war. Er machte sich da nichts vor: Es kostete ihn alle Energie, diese Festung mit sich herumzutragen. Wenn die Reiter des Ewigen Königs kommen würden, hätte er nicht die geringste Chance, auch nur einen wirkungsvollen Hieb auszuführen. Er war einfach zu schwächlich geboren worden. Und dafür haßte er die Götter!

Niemand atmete tief durch, sog die heiße Mittagsluft in seine Lungen und hustete.

Womöglich war dieses Dasein eine Strafe, eine Folter für etwas, daß er getan hatte, ohne sich daran erinnern zu können. Oder für etwas, das er noch tun würde...

Die Strafe der Götter hatte ihn von seinem eitlen Podest gestoßen, ihn, den Philosophen und Dramatiker. Er hatte wirklich geglaubt, das Leben zu kennen. Dabei hatte er es stets nur aus der Distanz heraus beschrieben. Ja, er hatte Verse über Liebe und Leid schmieden wollen, ohne je geliebt, je gelitten zu haben. Nicht wirklich. Wer aber erst lebte und lange genug litt, der verlor das Interesse am Ausdruck, genau wie jede Hoffnung .

„Wir sind bald bei der Schlucht!“ rief Asopeides seinen Begleitern zu, und Niemand schreckte aus seinen Gedanken.

„Welche Schlucht ist das?“ fragte die hässliche Frau, die direkt vor ihm wanderte

Der Hüne blieb stehen und legte seine geschnürten Taschen ab, die er an Riemen auf dem Rücken zu tragen pflegte. Er kniete nieder, während sich alle um ihn versammelten, und öffnete eine der Lederbeutel, um ihm ein Pergament zu entnehmen, das er dann entfaltete. Es war eine Karte.

Niemand drängte sich an die anderen Mitreisenden heran, um besser sehen zu können.

Diese Nähe war ihm zuwider, und er mußte sich schon überwinden. Diese Leute waren ihm suspekt. Sie verströmten Niedertracht und Egoismus und Leid, von dem er selbst genug in sich trug.

„Wir sind hier!“ sagte der Hüne und zeigte auf eine Stelle der Karte, die nur noch zwei Handbreit von Apollis entfernt war, was in etwa drei Tagesmärschen entsprach. Einen Daumenbreit neben ihrer Position in der Ödnis befand sich der Übergang über eine Schlucht, die vor Tausenden von Jahren ein längst vertrockneter Fluß durch den Fels des Hochplateaus geschliffen hatte, das sie überquerten.

„Das ist die Schlucht“.

„Wie kommen wir hinüber?“

Asopeides lächelte.

„Da gibt es eine Brücke. Ich hoffe, sie ist noch intakt. Wenn wir uns bereilen, sind wir zum Sonnenuntergang da!“

Sie alle nahmen kurz von ihren Vorräten, dann marschierten sie in die angewiesene Richtung weiter. Niemand ging abermals als letzter in der Reihe und war froh, daß sich keiner der Gestalten mit ihm unterhalten wollte. Überhaupt wurde schweigsam und verbissen vorrangingen. Ab und zu mußten sie auf Pheistos warten, dem die Luft ausging, aber ansonsten verschwamm der Tag mehr und mehr vor Niemand's Augen in der Gleichförmigkeit seiner Schritte und des rasselnden Atems. Schweiß durchtränkte alles und biss in seinen Wunden.

Das war gut, es milderte die Strafe der Götter womöglich.

Er dachte wieder an ihr Ziel: Den Tempel von Apollis, dem Hüter der Sonnenkraft. Die Kraft, die ihn ´über alle Heere des Ewigen Königs erheben würde´, wie Asopeides versprochen hatte.

Die Stunden zogen vorbei, und sie erreichten die höchste Stelle des Plateaus. Die dürren Bäume wichen einem Bewuchs durch niedrige Gräser. Die Steine wurden dunkler, und ihre Bruchkanten schimmerten bläulich. Es kam ein leichter Wind auf, der den Abend ankündigte und Kühlung brachte.

„Wir sind da!“ verkündete ihr Anführer schließlich, und als Niemand aufsah, mußte er die Augen zusammenkneifen, so sehr strahlte der Himmel im Abendrot. Die Wolken wehten wie rosarote Schleier auf den Horizont zu.

Der hagere Krieger blickte an den anderen vorbei und konnte einen Weg aus Holzplanken erkennen. Das war die Brücke, die sie solange angestrebt hatten.

Fast ehrfürchtig traten sie alle an den Rand der Schlucht.

„Bei allen Göttern. Ist das eine Weite!“ stieß Ages aus. Und wirklich, die Schlucht war viel größer, als sie alle sie sich vorgestellt hatten. Die Hängebrücke schien im Nichts zu verschwinden, und man konnte das andere Ufer gegen das Abendlicht nur erahnen.

„Und wie tief es ist...“, flüsterte Hermides beklommen.

Den Grund der Schlucht verbargen Schatten des Massivs, aber schon die Felsen, die am Rande der Lichtzone lagen, machten einen schwindeln, so weit unterhalb der eigenen Füße lagen sie. Es mußten gewaltige Felsblöcke sein, und doch sahen sie aus wie Kiesel eines Strandes. Der Wind wurde kühler, die ersten Sterne traten im Osten hervor. Die Wolken wurden rötler.

„Ich schlage vor, wir überqueren die Schlucht und schlagen auf der anderen Seite unser Nachtlager auf“, sagte Asopeides.

Yantide nickte eifrig: „Gute Idee. Gehen wir!“

Niemand hatte das unbestimmte Gefühl, als hätte die erbärmliche Frau Angst vor dieser Schlucht und wollte das Unbehagen schnell hinter sich bringen.

„Also, ich weiß nicht...“, stammelte Hermides, aber Ages war schon unterwegs zu dem Punkt, an dem die Holzbohlen begannen.

„Hoffentlich hält die Brücke uns alle aus!“, bemerkte Niemand und warf einen durchdringenden Blick auf die Körpermassen von Pheistos.

„Wartet hier! Ich sehe mir das einmal an!“ sagte der Hüne daraufhin und lief an Ages vorbei und auf die Planken. Die Brücke wankte, die Taue ächzten, und Yantide schien noch bleicher zu werden, als ihr Puder sie ohnehin schon machte.

Der Hüne strebte zielsicher Schritt für Schritt voran, und wurde immer kleiner, bis er ihren Blicken fast entschwunden war. Nach einer Weile - Niemand begann schon unruhig zu werden - da kehrte er breit grinsend zurück zu ihnen.

„Die Brücke ist stabil genug für uns alle. Ich bin auf ihr hin und hergesprungen, da müssen wir uns keine Sorgen machen.“ Er schulterte wieder seine Taschen und lachte sie an.

„Auf geht´s, gleich sind wir am Ziel!“

Asopeides betrat als erster die Brücke, gefolgt von Ages, Pheistos, Yantide und nach einigem Zaudern auch von Hermides. Niemand folgte als Letzter.

Kaum hatte er die Planken unter seinen Füßen, da packte ihn die Panik. Die Taue waren bis zum Zerreißen angespannt, und ihrer aller Schritte dröhnten auf dem Holz, daß es in der Schlucht sonderbar widerhallte, so als wispere jemand zornig in der Tiefe. Die Angst seiner Gefährten schien Niemand fast riechen zu können. Der Wind blies nun ihn kleinen tückischen Böen.

Niemand vergaß für Momente seine Schmerzen. Er krallte sich links und rechts an den Seilen fest und bemerkte, wie er schneller und schneller vorwärtsstrebte, so wie sie alle. Jetzt passierte er den Punkt, von dem aus das zurückliegende Ufer so weit entfernt aussah, wie das vor ihnen liegende. Sein Herz schien zerspringen zu wollen. Die Sonne war nun fast hinter dem Horizont vor ihnen verschwunden und beleuchtet die Wolkenfetzen am Himmel mit blutrotem Licht!

Niemand ging noch schneller, jetzt lief er fast. Das Raunen und Keifen in der Schlucht wurde fast ohrenbetäubend, und dann hörte er den Schrei.

Irgendjemand vor ihm hatte ihn ausgestoßen. Was war da vorne los? Die Brücke schwankte jetzt bedrohlich hin und her. Zittern durchlief die Seile. Ein Schlag. Noch einer! Endlich war er so nahe heran, daß er sehen konnte, was am anderen Ufer vor ihm geschah. Yantide schrie, Hermides war wie erstarrt.

Der hagere Kämpfer glaubte seinen Augen nicht zu trauen: Da stand Asopeides in voller Größe am anderen Ufer und schwang eine Axt gegen eines der Halteseile, während sie alle noch auf der Hängebrücke liefen. Ages warf sich gegen den Hünen und versuchte an ihm

vorbeizukommen, dieser aber fegte ihn mit einem Schlag seiner mächtigen Arme zurück auf die Planken, auf denen er rücklings hinschlug und dem dicken Pheistos den Weg versperrte.

„Asopeides, was tust du?!!! Was soll das???“ rief Yantide mit schriller, sich fast überschlagender Stimme.

„Bist du wahnsinnig? Willst du uns alle umbringen?!!“

Niemand wurde schwindelig, er starrte entgeistert auf den linken Handlauf. Wenn Asopeides dieses Seil kappen würde, würden sie sich nicht festhalten können. Er drehte sich in wilder Eile zur Seite, stand jetzt quer zur Laufrichtung und packte mit beiden Händen das rechte Seil, das noch unversehrt war.

In der nächsten Sekunde gab es einen mächtigen Ruck. Etwas zischte hinter seinem Rücken entlang und gleichzeitig knallte es neben ihm, als hätte eine Peitsche eingeschlagen. Er wandte seinen Kopf zur Seite und sah, wie Yantide seitlich ins Nichts kippte. Sie war augenblicklich verschwunden. Sie hatte nicht einmal mehr schreien können. Die Brücke kipelte. Vorne wimmerte Pheistos.

„Tu es nicht! Bitte, nein. Laß das!“

Niemand versuchte das Gleichgewicht zu halten, als erneut Schläge durch das Tauwerk liefen. Der Verrückte hackte jetzt auf das linke Bodenseil ein, das die Planken hielt. Über Niemand schienen die Wolken jetzt in blutigen Schlieren zu tanzen. Die Schlucht rührte zu ihm herauf, begierig ihn zu schlucken.

Die Sekunden begannen sich zu dehnen.

„Jemand muß ihn doch aufhalten!!“ dachte Niemand, aber Ages konnte sich nicht aufrappeln und Pheistos klammerte sich weinend an die Seile, die noch hielten. Wo war Hermides? Niemand konnte ihn nirgends entdecken, was wohl bedeuten mußte, daß er zusammen mit Yantide abgestürzt war.

Der ehemalige Philosoph rutschte aus und schlug der Länge nach auf die tanzenden Bretter der Brücke, die sich gegen ihre Zerstörung aufzubäumen schien.

Er packte die unversehrten Seile erneut und fühlte Schlag auf Schlag die Kraft des Asopeides. Die Sonne versank entgültig, und es war nicht einmal mehr Rot am Himmel. Als das Seil dann riß und Niemand zusammen mit den anderen in die Schlucht kippte, sah er für ein paar unendliche Sekunden die Sterne am Himmel. Sie blinkten in vertrauten Konstellationen zu ihm herab. Unbeteiligt. Unantastbar. Ewig.

Ganz allmählich erwachte er.

Es dauerte eine Weile, bis seine Gedanken die wagen Wahrnehmungen fassen und sortieren konnten: Er fror. Es war dunkel. Sein Rücken schmerzte. Flüssigkeit lief seine Arme herunter. - Flüssigkeit?!!!

Niemand riss seine Augen auf und fühlte, wie sein Herz raste.

Er war nicht tot!

Oder waren dies die Elysischen Gefilde des Jenseits?

Der Schmächtinge versuchte etwas zu erkennen. Er schien auf etwas hartem zu liegen, inmitten von Gestrüpp.

Jetzt erinnerte er sich wieder an Asopeides, die Brücke und den Sturz.

„Ich muß in der Schlucht sein!“ durchfuhr es ihn, „Ich bin irgendwo hängengeblieben. In diesen Sträuchern wohl...“

Die Flüssigkeit an seinem Armen mußte Blut sein. Er hob vorsichtig den linken Arm und führte ihn an seinen Mund. Ja, es schmeckte metallisch. Dornen und Zweige hatten ihm Wunden geschlagen.

Als er den Arm zurückgleiten ließ, ging ein Ruck durch die Sträucher. Niemand erschrak. Dies war eine sehr unsichere Lage...

Er legte seinen Kopf in den Nacken und da konnte er die Sterne über sich sehen. Sie blinzelten kalt zu ihm herab. Wie lange schon hatte er sie nicht mehr in dieser Pracht angeschaut? Seit dem Tod von Mariamare hatte er keinen Blick mehr für den Himmel gehabt, jedenfalls nicht im Guten oder als staunender Beobachter. Nein, wenn er zum Himmel aufgesehen hatte, dann nur, um die Götter voller Hass anzufunkeln, die ihn so gestraft hatten. Dort oben mußten sie wohnen, die grausamen Lenker der Menschengeschicke. Er war sich sicher gewesen, daß sie allesamt Dämonen waren! - Eine Zeit lang wagte er sich nicht zu bewegen

Jede Körperregung mochte zum Abrutschen führen, zur Entwurzelung des Gestrüpps, auf dem er lag, oder zu unkontrolliertem Steinschlag. Niemand konnte den Abgrund unter sich spüren, obwohl er ihn nicht sehen konnten. Es war Pechschwarz unter ihm.

Also blieb er ruhig liegen, fühlte sein Herz, seinen Atem und starrte die Sternenfeuer an. Deren kaltes Licht war das Einzige, was seine Augen erfassen konnten und das ihn davon abhielt zu glauben, er sei erblindet.

Da waren die Himmelsbilder, die er schon vergessen hatte: Die Plaijaden, die Arudienfänger, der Cassipstern mit seinem roten Begleiter...

Niemand seufzte.

Wenig später begann sich ein bleiches Licht von der Seite des Himmels her zu erheben. Zuerst konnte er sich die Erscheinung nicht erklären, dann aber erkannte Niemand, welchen Ursprungs das Leuchten war: Es war der Mond, der sich als Sichel anschickte, das Firmament zu überqueren, und dessen Stand nun hoch genug war, über den Rand der Schlucht hinweg aufzugehen. Das Licht des Mondes floß in die Schlucht hinab und verjagte die tiefe Schwärze.

Nun konnte der zerschundene Mann sich ein Bild von seiner Lage machen. Er hing tatsächlich in den Zweigen einer dünnen Buschgruppe, die sich scharf am Abgrund angesiedelt hatte. Mehrere Sträucher duckten sich hier an die abschüssige Felswand der Schlucht und besetzten einen Sims, der etwa 10 Mannshöhen vom obersten Rand der Schlucht aus dem Gestein ragte.

Niemand konnte mit zusammengekniffenen Augen die Pfosten der ehemaligen Hängebrücke gegen den Himmel ausmachen. Die Brücke selbst war offenbar an ihm vorbei und zur anderen Seite der Schlucht geschwungen. Er vermochte nicht, die gegenüberliegende Wand zu sehen.

Niemand versuchte abzuschätzen, wie fest die Sträucher im Felsen verankert waren. Sollte er es wagen, sein Gewicht zu verlagern?

„Ich muß es wagen!“ wurde er sich klar, „Sonst werde ich hier verdursten und verhungern!“

Also machte er sich daran, beschienen vom Licht des Mondes, langsam vom Ende der rettenden Zweige zu den Felsen hin zu kriechen. Dabei erkannte er, daß seine Wunden aufgehört hatten zu bluten. Seine Rüstung war teilweise verloren gegangen. Knie und Armschutze waren verschwunden, wahrscheinlich beim Sturz und dem Aufprall abgerissen und in die Tiefe gewirbelt. Sein Brustpanzer war noch ganz, allerdings verschrammter als vorher. Und er hatte seltsamerweise noch sein Schwert am Gürtel, obwohl sämtliche Messer nicht mehr in ihm steckten.

Handbreit um Handbreit arbeitete sich Niemand auf dem schwankenden Geäst voran und erreichte schließlich unbeschadet den festen Grund des Felsvorsprunges. Er atmete tief aus, als seine Füße den Boden berührten. Das war gut gegangen.

Der Mond war nun höher geklettert, sodaß die Schatten in der Schlucht immer mehr zusammenschmolzen.

So konnte Niemand nun sehen, daß die Felswand keineswegs eine glatte Oberfläche hatte, sondern sich wild zerklüftet vor ihm in die Höhe reckte. Überall gab es Risse, Vorsprünge und Einbuchtungen, die Händen und Füßen beim Erklimmen Halt geben mochten. Das machte ihm Mut.

Er beschloß, sich in der Kühle der beleuchteten Nacht daranzumachen, die Wand zu bezwingen und zum Rand der Schlucht aufzusteigen.

Asopeides reckte seinen mächtigen Körper und erhob sich langsam vom Nachtlager. Dieses hatte er direkt an der Schlucht aufgeschlagen.

Er konnte im Osten das Glühen sehen, das die aufgehende Sonne ankündigte. Der Himmel über dem Horizont hatte sich hellblau gefärbt und in dieses Hellblau floß von Herzschlag zu Herzschlag mehr Rot hinein. Und in dieses Rot begann Orange vorzudringen, wie eine ungeduldige Nachhut.

Der Mann, der vor wenigen Stunden seine Begleiter getötet hatte, wischte sich über sein Gesicht. Es wies Spuren von Tränen auf, die ihm offensichtlich über die Wangen gelaufen waren.

Der Mann atmete schwer und blickte traurig über die Weite der Schlucht hin zur gegenüberliegenden Seite. Hier hing die von ihm gekappte Hängebrücke senkrecht nach

unten. Beim Hinüberschwingen hatte sie etliche Holzplanken verloren, sodaß sie nun keinen durchgehenden Laufweg mehr besaß und wie ein Wrack im Winde schwang. Die Morgenluft wehte durch das schwarze Haar des Asopeides und er band es geistesabwesend zum Zopf.

Niemand hatte sich hinter einen Felsen geduckt. Wie gut es doch gewesen war, daß er beim Erreichen der Schluchtkante äußerste Vorsicht walten lassen. Er hatte sich schon gedacht, daß dieser feige Mörder noch in der Nähe war.

Der hagere Krieger starrte aus zusammengekniffenen Augen zu dem Hünen herüber. Warum hatte das Schwein das getan? Was war in ihn gefahren? War er womöglich ein Scherge des Ewigen Königs? Oder einfach nur ein Verrückter mehr in dieser geisteskranken Welt?

Niemand wollte das unbedingt herausfinden. Mehr noch als das Gefühl Rache nehmen zu wollen, mehr noch als die Angst, Asopeides könnte ihn entdecken und ihn nun noch umbringen, quälte ihn das Unverständnis über die Tat des Riesen. Es war furchtbar genug, daß es soviel Gewalt ringsumher gab, aber noch viel unerträglicher war es, nicht einmal zu wissen, warum all dies geschah.

War er etwa doch noch der Gelehrte, der Denker? Mehr noch als der Krieger, der er sich wünschte zu sein? Ein Krieger hätte sich nun von hinten an den Kerl herangeschlichen und dann, abhängig von seinem Ehrbegriff, entweder zu einem fairen Zweikampf gefordert oder aber ihm gleich ohne Vorwarnung den Kopf abgeschlagen. Die meisten Krieger, die Niemand kannte, hätten ohne Zögern letzteres getan. So wie man einen Ochsen köpft. Der schwächliche Mann zog sein Schwert und wog es in der Hand.

Abgesehen davon, daß er es sich nicht zutraute, einen ausreichend mächtigen Schlag gegen den Nacken des Hünen führen zu können, um ihn schnell zu töten, widerstrebte es ihm, auf diese Weise niemals eine Antwort darauf zu bekommen, warum der Mann diesen Wahnsinn begannen hatte.

Aber war es nicht tollkühn bis hin zur puren Dummheit, Asopeides entgegenzutreten und ihm damit Gelegenheit zu geben, sein Werk zu vollenden?

Niemand konnte deutlich die Axt sehen, die an der Hüfte des Kerls am Gurt baumelte. Und er mochte noch weitere Waffen haben...

Niemand dachte nach.

Es würde doch reichen, ihn unvermutet anzugreifen und kampfunfähig zu machen. Dann würde er ihn befragen können und danach töten.

„Ich könnte ihm von hinten in die Beine schlagen und wenn er gefallen ist mein Schwert an die Kehle setzen!“ dachte der ehemalige Philosoph. Ja, das mochte gehen.

Also robbte er sich im Schutze der vielen Felsen, die den Rand der Schlucht säumten, langsam an Asopeides heran. Dabei versuchte er möglichst flach zu atmen und gleichzeitig zu verhindern, daß das Metall seines Brustpanzers und seines Schwertes über den Stein kratzten und ihn dadurch verraten konnten.

Endlich war er bis auf wenige Mannslängen an den Hünen herangekommen.

Niemand blinzelte ins Licht der aufgehenden Sonne. Der Ost-Himmel glühte nun in strahlendem Orange. Lange Schatten lagen über der Landschaft, aber sie wurden allmählich immer schmaler und gedrückter. Der Wind säuselte.

Der hagere Krieger erhob sich langsam hinter Asopeides Rücken, faßte sein Schwert mit beiden Händen am Griff und tat die letzten Schritte. Dann stand er genau hinter dem Mörder. Schweiß lief Niemand nun über die Stirn. Er peilte die Beine des Gegners an und wollte gerade zum Streich ausholen, da drehte sich der große Mann ganz langsam zu ihm um und lächelte ihn an.

„Sei begrüßt, Niemand. Wie ich sehe, hast Du die Elysischen Gefilde nicht erreicht.“

„Das ist so!“ stieß der ehemalige Denker hastig hervor. Jetzt saß er in der Falle. In einem Kampf Mann gegen Mann würde er gegen den Riesen sicher unterliegen. Sein Kopf war leer, sein Herz hämmerte bis zum Zerspringen. Das Schwert wurde zentnerschwer in seinen Händen.

„Hattest du eine gute Nacht, Asopeides?“ hörte er sich fragen.

Asopeides lächelte traurig und sah dann zu Boden.

„Nein. Das habe ich niemals, nachdem ich getötet habe. Ich bin schließlich kein Unmensch.“

„Du bist kein Unmensch?“ sprudelte es aus Niemand hervor, der nun seltsamerweise keine Furcht mehr spürte sondern nur noch Zorn und Neugier.

„Du tötest Menschen! Du bist ein verdammter Mörder. Erst lockst du einen mit deinem mystischen Gerede an, du machst einem Hoffnung, sprichst von der 'Sonnenmagie' und von Hilfe gegen die Schmerzen des Daseins, und dann, wenn man dir schließlich vertraut, dann fällst du einem in den Rücken. Wenn das nicht die Art eines Unmenschen ist!!“

Niemand war jetzt vollends in Rage geraten.

Asopeides hingegen schien immer ruhiger zu werden. Er seufzte und nickte vor sich hin.

„Für dich sieht es so aus, Niemand, daß ich ein Verrückter bin, ein billiger Mörder ohne Gewissen.“

„So ist es!“ zischte der Hagere, und seine Augen blitzten in genau dem Zorn, den er in der Schenke gezeigt hatte, als er vom Ewigen König und der Gewalt der Welt gesprochen hatte.

„Weißt du“, sagte der große Mann und schien dabei in sich zusammenzusinken, „Auf mir lastet ein Fluch.“

„Noch mehr Mystik? Rede dich nur heraus, du armes Opfer eines Fluchs!“

„Neinnein. So meine ich es nicht. Der Fluch ist der, daß ich Mitleid mit den Menschen habe. Ein Mitleid, das mir fast das Herz zerreißt. Ich sehe die Zeit, in der wir leben, sehe ihre blutige Fratze. Ich weiß von der Gleichgültigkeit der Götter. Jeden Tag aufs neue sterben Menschen, leiden sie an Krankheit, Hunger und Angst. Und über all ihrem verzweifelten Geringe um ein wenig Glück und Schutz liegt der Schatten ihrer unausweichlichen Sterblichkeit.“

Niemand schluckte.

Die Sonne färbte den Himmel nun in sattes Gelb und trieb die Schatten noch weiter zusammen.

„Jeder Säugling ist eigentlich schon gestorben! Jede Liebe schon enttäuscht. Jede Freundschaft schon betrogen. Alles zerfällt, während Neues in falscher Hoffnung entsteht. Niemand, du hast all das Leid erfahren: Habe ich nicht recht? Ist die Welt nicht schlimmer als der Tod?“

Der schmale Krieger ließ sein Schwert langsam zu Boden sinken.

„Ich weiß was du meinst, Asopeides! Ich weiß es nur zu gut.“

„Dann mußt du es doch verstehen, was ich tue: Ich erlöse die Beladenen. Ich schenke ihnen die Ruhe des Jenseits. Ich mache für sie den Schritt, den sie aus eigener Kraft nicht mehr gehen können, weil das Schicksal sie gebrochen hat. Ich bin ein Erlöser. Und glaube nicht, daß mir das leichtfällt. Ich habe mit großer Schuld zu kämpfen. Vielleicht werden mich die Götter hart bestrafen, aber...“

und nun rückte Asopeides ganz nahe an Niemand heran,

„aber ich töte die Menschen aus tiefer Liebe!“

Der ehemalige Denker starrte den Hünen fassungslos an. Dieser versenkte seinen Blick in Niemand's Augen, so als wolle er um Vergebung und seine eigene Erlösung flehen.

Nun schwang sich der Feuerball der Sonne vollends über die Gipfel der Berge empor. Der Morgenwind schien milde zu werden, und die Sterne blendeten sich vom Himmel aus. Es gab kein kaltes Blinzeln mehr von oben, sondern nur noch Wärme eines neuen Tages.

Niemand spürte alle Wunden unter dem verbeulten Metall seiner Panzerung, er spürte das verkrustete Blut auf der Haut seiner Arme spannen, und er fühlte, wie sein wunder Rücken Kaskaden von Qual durch sein Innerstes schickte.

Asopeides stand noch immer vor ihm, nur eine halbe Armlänge entfernt, und sah ihn hilfesuchend an.

„Ich töte doch aus Liebe!“ flüsterte er.

Da erhob Niemand schneller als er es je für möglich gehalten hätte mit beiden Händen sein Schwert, holte weit aus und trennte mit einem mächtigen Schlag den Kopf seines Gegenübers vom Rumpf.

Dann spuckte Callum aus und löste den Brustpanzer.